

Denken wollen

Eine intellektuelle Autobiographie

Ich bin bei Beginn dieser Erzählung meiner intellektuellen Entwicklung 79 Jahre alt und beginne sie in dem Gefühl, die mir möglichen Beiträge zur Sache der Philosophie geleistet zu haben. Etwas Neues habe ich nicht mehr zu sagen, ganz abgesehen davon, dass, was in der Philosophie beansprucht neu zu sein, ganz überwiegend falsch oder missverstanden sein dürfte.

I

Elternhaus und Schulzeit

¹Geboren worden bin ich zwei Jahre nach dem letzten großen Krieg in Europa in Berlin.

Meine Eltern waren der spätere evangelische Pfarrer Ernst Lange und seine Frau Beate, geborene Heilmann. Mein Vater war zum Zeitpunkt meiner Geburt noch fünf Tage lang erst 19 Jahre, mein Mutter 'schon' 20. Von der Hochzeit meiner Eltern gab es keine Fotografien – mir wurde erst als Jugendlicher klar warum: meine Mutter war schon mit mir hochschwanger – die Hochzeit war drei Wochen vor meiner Geburt. Im Alter von etwa 15 Jahre habe ich meinen Vater gefragt, ob ich der Grund für die Heirat meiner Eltern gewesen war. Seine Antwort war vielsagend - „Wir hatten noch andere Gründe zu heiraten.“ Mir selbst erschien es immer ein Segen, so junge Eltern zu haben und in den Jahren meines Studiums war ich während der Studentenrevolte um 1968 einer der ganz wenigen unter meinen Kommilitonen, die mit ihren Eltern nicht politisch zerfallen waren, obwohl ich damals noch ein gutes Stück weiter links war als sie.

Denn der politische Hintergrund unserer Familie – ich sollte noch drei Geschwister haben, einen Bruder, der auf den Tag genau vier Jahre jünger ist als ich, und zwei sieben und neun Jahre jüngere Schwestern – war von meiner Mutter her sozialdemokratisch und der Generationsprotest hatte dazu geführt, dass meine Eltern noch deutlich linker waren als

¹ Ich schreibe von diesem Abschnitt verschiedene Versionen. Die ausführlichste wird Teile enthalten, die ich auch Gisela zu meinen Lebzeiten nicht zu lesen geben werde. Sie gehören aber zur Wahrheit über mein Leben und wer sich etwa nach meinem Tod für diese interessieren sollte, soll sie kennen, auch wenn manches Mitgeteilte nach gewöhnlichen Maßstäben indiskret ist. Wenigstens im Rückblick soll gelten: nil humano a me alieno puto.

meiner Mutter Vater, Ernst Heilmann.

Der war seit dem Kaiserreich ein prominenter rechter Sozialdemokrat. Von Beruf war er Journalist und in späteren Jahren Chefredakteur der sozialdemokratischen *Chemnitzer Volksstimme*. Er war wohl nicht in erster Linie aus Überzeugung Sozialdemokrat, denn er soll gesagt haben, als rothaarig und Jude von Herkunft habe er als Jurist in Preußen nur zu den Sozis gehen können. In den 20er Jahren des letzten Jahrhundert war er Fraktionsvorsitzender der SPD im Preußischen Landtag und, so in der Charakterisierung eines Journalisten der Zeit, „der ungekrönte König von Severing-Preußen“. (Severing war der Innenminister Preußens in der Regierung des Ministerpräsidenten Otto Braun, bis dieser 1932 von den Nazis gestürzt wurde.) Er war ein Hassobjekt der Nazis und wurde bald nach der Machtergreifung zunächst im KZ Oranienburg interniert, dann sieben Jahre lang in KZs, zuletzt als Sonderhäftling im KZ Buchenwald gefangen gehalten. Er hätte emigrieren können und sollen, denn er war von der Familie seiner Mutter her, die die Bakiers Mühsam waren, wohlhabend. (Es wurde der Spruch gepflegt: „Wir sind mühsam von zu Hause aus.“) Er war aber zu deutsch, um das Land verlassen zu wollen. 1940 wurde er (im Alter von 59 Jahren) von einem Arzt mit einer Giftspritze ins Herz ermordet. Der staatlich lizenzierte Mörder wurde nach dem Krieg zu achteinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Der mir unbekannt gebliebene Großvater hatte als der Märtyrer des besseren Deutschlands, der er gewesen ist, zu dem er aber jedenfalls gemacht wurde, in der Familie Lange-Heilmann eine große sichtbare Präsenz. Zu seinem Geburtstag am 3. April wurde in der Wohnung Heilmann, in der in verschiedenen Zeiten und Zusammensetzungen auch noch die Kinder (und ich als 'Kronenkel' wohnten), eine weiße Rose vor sein fotografisches Porträt gestellt und meine Großmutter gedachte auch jedes Jahr seines Todestages am 13. April. (Mein Bruder und ich sind am 14. April geboren, weil wir eigentlich 'Gedenkgeburten' werden sollten.) Von seiner unsichtbaren Präsenz zeugt Folgendes: Auch mein Vater hat Ernst Heilmann nicht gekannt, aber in seinem ersten Buch² an mehreren Stellen über ihn und sein Schicksal geschrieben.

Mein Vater war ein schwarzhaariger Mann, 1 Meter 76 groß, bis zu seinem (etwa) 40. Lebensjahr schlank und sportlich durchtrainiert wirkend (ich habe ihn noch in Straßenkleidung einen Salto vorwärts machen sehen – im Garten des Lossenweg 1 in Darmstadt, dem mondänen Stadthaus der Familie Merck, das dieser bald nicht 'familiär' genug war und gegen eine der Firma gehörende und zu mietende Villa im Elfengrund ausgetauscht

2 Ernst Lange: *Von der Meisterung des Lebens*, Gelnhausen 1956 u.ö.

wurde). Er hatte ein gut geschnittenes Gesicht mit einer 'jüdischen' (leicht gebogenen) Nase und war, trotz großer Ohren, ein schöner Mann, der dem von ihm verehrten Filmschauspieler Gérard Philippe ähnlich sah (obwohl der blond war). Es gibt ein ikonisches Bild von ihm, an einem unordentlichen Schreibtisch sitzend und verschmitzt lächelnd in die Kamera blickend, das im Porträt von Werner Simpfendörfer abgedruckt ist und von ihm falsch datiert wird³, denn es stammt aus dem Anfang der 60er Jahre in der Ladenkirche.

Bald nach seinem Vikariat schon früh ökumenisch engagiert, war E.L. Jugend-Delegierter zur 2. Vollversammlung des Weltrats der Kirchen in Evanston/USA 1954 und dann Sprecher der evangelischen Jugend in der Bewegung der Kirchen und Gewerkschaften gegen die westdeutsche Wiederbewaffnung nach dem letzten Krieg 1955. [An der 4. Vollversammlung des ÖRK in Uppsala (1969) nahm ich selbst als Steward teil.]

Es gibt ein Foto aus der Paulskirche in Frankfurt aus dem Jahr 1955, in dem mein Vater in der ersten Reihe der Versammlung neben Kirchen-Vertretern und dem damaligen SPD-Vorsitzenden Ollenhauer sowie dem späteren Bundespräsidenten Gustav Heinemann abgebildet ist.⁴ In der Folge dieser Zeit hat die SPD versucht, meine Vater als Funktionär zu rekrutieren⁵, aber der wollte sich nach dem erfolglosen pazifistischen Engagement auf kirchliche Aufgaben konzentrieren.

Sein ökumenisches Engagement sollte am Ende dazu führen, dass er von 1968-70 als Direktor der >Abteilung für Ökumenische Aktivität (DEA)< und >Beigeordneter Generalsekretär (Associate General Secretary)< des Weltrats der Kirchen in Genf arbeitete. Dahin gewechselt war er aus dem Dienst als Pfarrer der Evangelischen Gemeinde am Brunsbütteler Damm (Berlin-Spandau) ('Ladenkirche'), einem der landesweit ausstrahlenden Gemeinde-Experimente der Evangelischen Kirche, das auf Anregungen und Eindrücke aus einem Praktikum bei der >East Harlem Protestant Parish< in New York zurückging, die er im Anschluss an Evanston empfangen hatte. (Die hat auch in einem Ladenlokal residiert.) In der Ladenkirche hat mein Vater seit 1961 mit seinem besten Freund und späteren Schwager Alfred Butenuth gearbeitet. Beide hatten sich 1951 in einer Volkshochschule in Siguna/Schweden auf einer evangelischen Freizeit kennengelernt und befreundet sowie schon bald zu einer solchen praktischen Zusammenarbeit verabredet – Butenuth hatte damals sein

3 Werner Simpfendörfer: Ernst Lange – Versuch eines Porträts, , 67. (In der veränderten Datierung stütze ich mich auf eine mündliche Auskunft von Alfred Butenuth.)

4 Vgl. Werner Simpfendörfer: *Ernst Lange – Versuch eines Porträts*, Berlin 1997, 56.

5 Vgl. Brief an Wilhelm Mellies vom 25. 06. 1955 in : *Ernst Lange – Briefe 1942-1974*, hrsg. von M. Bröking-Bortfeldt, C. Gößinger, M. Ramm, Berlin 2011, 132.

Theologie-Studium in Tübingen noch vor sich. (Das Thema Erwachsenenbildung hat E.L. seither begleitet.)

Mein Vater war der wichtigste intellektuelle Einfluss meiner Jugend – als Gesprächspartner an den täglichen Mittagstischen, als charismatischer Prediger eines politisch links engagierten Christentums und als Schriftsteller und öffentliche Figur. Zwei Produktionen waren für mich Ausdruck dieses Einflusses. Beim Frankfurter Kirchentag 1955 wurde ein von ihm und dem Spandauer Kantor Helmut Barbe geschriebenes Musical mit dem Titel „Halleluja Billy“ aufgeführt. Der Plot der Handlung drehte sich um den Kampf gegen Drogenabhängigkeit in einer amerikanischen Gemeinde. Die „Dienstgruppe“ dieser Gemeinde ist Reminiszenz des Praktikums meines Vaters in East Harlem und ein Muster für die spätere Ladenkirche. Ich spüre noch die knisternde Aufregung der Uraufführung, bei der ich als Achtjähriger am Stolz auf den großen Erfolg meines Vater partizipierte. [Viel später (in den 60er Jahren) schrieb mein Vater ein zweites Musical mit dem Theatermusiker Herbert Baumann, >Onesimus<, das in einer Theatergruppe des Kirchenkreises Spandau von dem Schauspieler und Songschreiber Gerhard Valentin, mit dem E.L. Seit der Nachkriegszeit befreundet war, einstudiert wurde. Mein Vater selbst spielte eine der Hauptrollen und ich stand als Komparse mit ihm auf der Bühne.]

Ein Jahr nach dem Musical-Erfolg veröffentlichte mein Vater sein erstes und zu seinen Lebzeiten erfolgreichstes Buch *Von der Meisterung des Lebens*,⁶ auf das er selbst als eine „Jugendethik“ Bezug nahm, das aber als gleichsam religiöse Anthropologie weit über Ethik im engeren Sinn hinausgreift. Das Buch ist eine Darlegung des Geistes, in dem ich erzogen worden bin.

Die Tischgespräche in der Wilhelmstraße 100 in den 60er Jahren waren meist politisch-philosophischer Natur. Ich war am Ende dieser formativen Periode zu Beginn des Studiums 1966 ein linker evangelischer Christ. Mein Vater schenkte mir zum 19. Geburtstag aber auch die Einflüsse, die mich am Ende am meisten prägen sollten – in Gestalt der Bücher von Klaus Heinrich⁷, der mein Hauptlehrer an der >Freien Universität< werden sollte, und der ersten beiden Bände der Gesammelten Werke Ludwig Wittgensteins. Wittgenstein, den ich zunächst nicht las, sollte auf lange Sicht der Wichtigere sein. Mein Vater hat Wittgenstein sicher nicht gelesen, aber in einem Heft der *Theologischen Rundschau* (1964?) berichtete der

6 Vgl. meinen Rückblick auf das Buch auf meiner website – www.emilange.de.

7 Klaus Heinrich: *Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen*, Frankfurt am Main 1964; ders.: *Parmenides und Jona*, ebd. 1966. – Vgl. meine Auseinandersetzung mit Heinrich auf www.emilange.de.

Philosophie-Professor Karl-Otto Apel über ihn und das hat das Geschenk meines Vaters wohl angeregt.

Meine Mutter war, gemäß der klassisch bürgerlichen Arbeitsteilung, die Herrin des Hauses der Familie Lange. Wäre sie nicht so früh Mutter geworden, hätte sie doch gerne mit Kindern zu tun gehabt und wollte immer sechs eigene haben (es wurden dann vier und eine Fehlgeburt noch in den 60er Jahren, an die ich mich aus der Jugendzeit erinnere). Musiklehrerin zu werden war eine Idee, die sie mir einmal erwähnt hat. Bei meiner Geburt hatte meine Mutter, 1 Meter 63 von Körpergröße lange, lockige rote Haare und ein zierliches Gesicht (...). Sie hatte helle Haut, viele Sommersprossen und braune Augen. Die langen Haare fielen bald meiner frühen Kindheit zum Opfer, weil ich als Säugling und Kleinkind daran zog. Sie fand mich scherzhaft mehrfach aus der Art geschlagen, weil ich als Sohn einer als halbjudisch verfolgten Jugendlichen als Kind blond und blauäugig war und 'arischer' nicht hätte aussehen können.

Danach hatte sie immer kurze Haare, die erst immer rostfarbener und dann grau und weiß wurden. [...]

Sie war starke Raucherin amerikanischer oder englischer Zigaretten (lange der Marke PLAYERS ohne Filter; erst ab etwa 40 rauchte sie Filterzigaretten, wie dann auch mein Vater, der zuerst *Rothändige* rauchte). Oft erwähnte sie die Zigaretten'währung' der ersten Nachkriegszeit. (...)

... Meine Mutter las, wie mein Vater, leidenschaftlich gerne Kriminalromane – auch auf Englisch – und beide waren begeisterter Kinogänger (davon gibt auch meines Vaters *Meisterung* Zeugnis). ... Eine der letzten Erinnerungen an sie ist, dass ich ihr die Todesnachricht nach dem Suizid ihrer jüngsten Tochter, meiner jüngeren Schwester Ruth (1956-97), überbracht habe, die letzte, dass ich in ihrer eigenen Todesnacht (2010) mit dem Wachdienst in ihrer letzten Wohnung in der Mannheimer Straße dran war (den mein Bruder und ich sich teilten). ...

Die zweite wichtige Frau meiner Kindheit und Jugend war meine Großmutter Magdalena Heilmann, die Matriarchin der Familie, zu deren Geburtstag am 19. Dezember sich immer eine große Familiengesellschaft zusammenfand. Sie stammte aus der kinderreichen Familie des sozialdemokratischen Druckers Müller der Zeitung, deren Chefredakteur ihr späterer, dreizehn Jahre älterer Mann war. Als Jugendliche hat sie eine Hauswirtschaftslehre absolviert, während der sie auch einige Zeit in Barcelona verbracht hat.

Nach dem Krieg war sie eine der Wiederbegründerinnen der Arbeiterwohlfahrt (AWO) und Bezirksverordnete in Wilmersdorf. Gearbeitet hat sie in der Verwaltung.

Größere Reisen waren ihre Leidenschaft. 1960 war sie einen Sommer lang mit meiner Mutter in den USA und Mexiko, wo sie unter anderem jüdische Schützlinge aus der Nazizeit und emigrierte Freunde meiner Mutter besuchten (unter ersteren das Ehepaar Uschi und Ernst Schwerin in New York, die auch öfter zur ihrem Geburtstag anreisen). [Diese Reise sollte noch lange Auswirkungen auf unsere Familie haben, dazu später.] 1961 nahm sie mich auf eine Reise nach Paris mit, wo wir Gäste des Docteurs Joseph Jaffé waren, der in den 20er Jahren in Berlin Arzt der Familie war. [Er war auch der Doktor von Jacqueline Picasso und besaß nicht nur eine Reihe kleiner und mittelgroßer Bilder des Malers, sondern auch ein Gästebuch, die zahlreiche Eintragungen mit Gelegenheitszeichnungen des Kunstgroßen enthielten. ... Zu Jaffés Patienten gehörte auch die Schriftstellerin Colette, bei der wir einmal zum Tee ein geladen waren.]

Zu einer zweiten Bildungsreise nahm mich Oma mit nach Rom, wo wir die Sehenswürdigkeiten besuchten und ihre Freundin Else Schiff und ihren Sohn Peter, andere Schützlinge und Freunde aus der Nazizeit. [Rom besuchte ich, zusammen mit Florenz, zum zweiten Mal auf der Klassenreise 1964 mit Herrn Schlittgen, meinem Latein- und Klassenlehrer in der Oberstufe, der nach der Schulzeit ein Freund wurde, den ich regelmäßig in Gatow am Havelmatensteig besuchte, auch mit Gisela und den Kindern. Frau Schlittgen, selbst Mutter von sechs Kindern, war von ihnen begeistert und malte mit ihnen. Ein drittes Mal war ich im Rom, auf einer Tramp-Reise, auch mit Anita, während der wir im Park der Villa Borghese unter freiem Himmel schliefen, bevor wir nach Paestum weiter trampelten. Florenz und Rom zusammen habe ich dann noch einmal mit Gisela besucht, weil deren Klassenreise als Goslarer Oberschülerin nur nach Berlin gegangen war.] Erst heute, im Lebensrückblick, gestehe ich mir ein, dass ich das viele katholische Barock in Rom verabscheue, denn obwohl ich nicht protestantisch geblieben bin, bin ich immer anti-katholischer geworden.

Meine Großmutter hat mich noch mehrmals im Studium und danach beherbergt. In die Wohngemeinschaft in der Martin-Luther-Straße mit Gisela und u.a. Krista und Mathias Greffrath, die in einem Habermas-Arbeitskreis zu >Erkenntnis und Interesse< in der Geisenheimer Straße mit entstand, bin ich von dort gezogen; und, als die WG für mich gescheitert war, auch wieder zurückgezogen, um die Abschlussarbeit zu schreiben, die dann

die Doktorarbeit wurde. Auch nach der Rückkehr nach Berlin aus Heidelberg 1979 habe ich bei meiner Großmutter gewohnt. [...]

Auch Bettina, unsere erste Tochter, hat Oma noch genauer kennengelernt, an meiner Wand mit Wimmel-Bildern gibt es ein Foto von den Beiden. Unser erstes Weihnachten mit Bettina haben wir dort verbracht. Nach deren Geburt hatte sie Gisela im Gertrauden-Krankenhaus eine U-Bahn-Station entfernt besucht und die Neugeborene mit dem Satz „Ach, es ist ja nur ein Mädchen!“ begrüßt. (Das hat Giselas Achtung für sie nicht beeinträchtigt.) Ihre Beerdigung, die die Ungläubige von Alfred Butenuth erbeten hatte, war eine der letzten Familienfeiern, die auch Angehörige ihrer eigenen Generation einschloss.

Eine andere wichtige Tante meiner frühen Kindheit war meiner Mutter älteste Schwester Eva ('Awi'). Sie gehörte zu den studentischen Mitbegründern der Freien Universität 1948 und erste Präsidentin des Studentenkonvents. Zu ihrem Freundeskreis gehörte auch Klaus Schütz, der Vertraute Willy Brandts und später Nachfolger von ihm als Regierender Bürgermeister von Berlin.

Sie studierte Chemie, aber nicht bis zu einem Abschluss, weil sie als Frau auf Widerstände bei ihren Professoren stieß. Sie lebte zeitweise auch in der Geisenheimerstraße und hat erzählt, dass sie mich vielfach auf der Hüfte herumgetragen hat, um ein Weinen zu beruhigen. Ich erinnere mich eines Besuches ihres späteren Ehemannes Peter Furth bei ihr, den ich als vorlauter Knabe unpassend störte. Sie hatten zwei Töchter zusammen, Klara und Dorothea (die war auch rothaarig wie ihre Mutter und sieht ihr heute als alte Frau ähnlich; ...).

Bei Furths gab es einen Kreis, der in den Wohnungen der Beteiligten freitags abends Schach spielte, ich war da ein paar Mal zu Gast, wenn bei ihnen zu Hause gespielt wurde und Awi für die Mischpoche kochte. Am Ende ihres Lebens lebte sie mit meiner Mutter zusammen in der Mannheimer Straße 8, meine Mutter im Erdgeschoss, sie im ersten Stock (das kleine Reihen-Haus gehörte Andreas und Maja Lange-Böhm). Sie ist ein paar Jahre vor meiner Mutter gestorben, am Ende hat ihr ihr Mann wieder vorgelesen (nachdem sie vorher schon längere Zeit getrennt lebten). –

Einige Häuser weiter, in Richtung Zentrum Spandau, wohnte Hermann Scheer, ein drei Jahre älterer Mitschüler von mir, mit dem ich mich in Pausengesprächen auf dem Schulhof angefreundet hatte. Er war bald ab und zu Gast am Tisch in der Wilhelmstraße 100 und

damals noch Mitglied der CDU. Aber unter dem Einfluss meines Vaters – wie er später in einer kleinen Biographie von sich in Gesprächen mit ihm anerkannte – wandte sich Hermann den linken Überzeugungen meines Elternhauses zu (eine enorme Entwicklung, denn sein Elternhaus war sehr konservativ und von der Mitgliedschaft seines Vaters in der SS geprägt). Hermann war neben meinem späteren Heidelberger Gitarrenlehrer aus den 70er Jahren, Fletcher DuBois, mein engster Freund – bis zu seinem Tod 2010. Er war zuletzt Abgeordneter der SPD im Deutschen Bundestag und als Schriftsteller einer der politischen Solar-Pioniere Deutschlands.⁸ Was mich in unserer Jugend mehr beeindruckte, war, dass Hermann Leistungssportler war – Schwimmer und Wasserballer im Verein Spandau 04. Höhepunkt seiner Sportlerkarriere war Berufungen in die B-Nationalmannschaft der Wasserballer. Unsere Gespräche in der Jugendzeit waren überwiegend politisch und politisch-theoretischer Natur. Hermann wollte Bundeskanzler werden – ich (nicht eingestandenermaßen) auch, nur sollte er diesem Ziel zwar ein großes Stück näher, aber auch nicht nahekommen.

Nach dem Abitur meldete sich Hermann freiwillig für zwei Jahre zur Bundeswehr – was er als West-Berliner Bürger nicht musste; ich als geborener Berliner – Hermann war in Fulda geboren – auch nicht; nur hätte ich bei einer Wehrpflicht auch für Westberliner Bürger wohl den Kriegsdienst verweigert. Bei Hermann hatte der Einfluss meines Vaters auf seine politischen Einstellungen noch nicht so durchgeschlagen, dass er von dem durch seine Familientradition geprägten Vorhaben des Waffendienstes schon Abstand genommen hätte. Ironisch an den genannten Zügen war zweierlei. Trotz seiner Schwimmerkarriere, so gestand er mir einmal, hatte er ursprünglich Angst vor Wasser. Und seine Militärerfahrung (mit ziemlich fürchterlichen Geschichten aus der Grundausbildung) hat ihn schließlich Sprecher für Abrüstung der SPD-Bundestagsfraktion werden lassen. Hermann, der in Heidelberg Politische Wissenschaft studierte, hat dort die Malerin Irm(gard) Scheer-Pontenagel geheiratet und war mit ihr zum Ende meines Studiums wieder nach Berlin (an den Kaiserdamm) gezogen, um bei Wolf-Dieter Narr zu promovieren. Unter dem Einfluss von Irm drehten sich unsere Gespräche dann auch öfter um Malerei. Bald hatte die beiden eine Tochter, Nina, die ihrem Vater als Bundestagsabgeordnete der SPD nachgefolgt ist. ... Als der Bundestag wieder in Berlin war, hatte Hermann auch Verabredungen mit meiner Mutter – ich erinnere einen gemeinsamen Lokalbesuch an der Lietzenburger Straße. Meine letzte Erinnerung an

⁸ Vgl. Hermann Scheer: *Sonnen-Strategie* – Politik ohne Alternative, München/Zürich 1993; *Solare Weltwirtschaft*, München 1999.

Hermann ist die einer Enttäuschung. Wir wollten gemeinsam eine Veranstaltung in Spandau besuchen und er mich mit einem der Wagen der Fahrbereitschaft des Bundestages auflesen. Als der Termin kam, hatte Hermann die Verabredung vergessen und ich stand 'wie bestellt und nicht abgeholt' am vereinbarten Treffpunkt. In Spandau angekommen, fiel Hermann die Verabredung ein und er rief mich an mit dem Angebot, mir ein Taxi zu bezahlen, aber ich wollte nicht mehr. Als er 2010 überraschend an Herzversagen gestorben war, gab es im Gebäude des Postmuseums der DDR eine große Trauerfeier für ihn. Ich wäre gern für eine Gedenkrede von Seiten der persönlichen Freunde gefragt worden, aber davon war keine Rede.

....

Vor Hermann, den ich erst als Schüler der Oberstufe kennengelernt hatte, war mein wichtigster Gesprächspartner mein Cousin Christian Eberhard Brockhaus (Sohn der älteren Schwester meines Vaters und meiner Patentante Ursula). Seine Eltern waren ebenfalls in Schondorf (wo Ursula und Ernst seit 1942 als 'Halb-Juden' aus 'rassischen' Gründen nicht mehr zur Schule gehen durften, obwohl der Schulleiter Reisinger ein entfernter Verwandter väterlicherseits war). Eberhard war der Erbe des 1946 in Wiesbaden neugegründeten Verlages F. A. Brockhaus, der bald nach seiner Gründung 1805 in Leipzig angesiedelt war, bis er in der Sowjetzone in einen VEB umgewandelt wurde. Der Verlag war für seine Lexika berühmt, aber auch der erste Verlag Arthur Schopenhauers. (Von einem noch zu erwähnenden Patenonkel, Peter Pfankuch, habe ich eine Ausgabe erster Hand von Schopenhauers Gesammelten Werken im Brockhaus-Verlag und eine der ersten Ausgaben des Konversationslexikons geerbt.) Eberhard verunglückte 1947, ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes, tödlich mit dem Motorrad; Ursula, verlassen in einer antisemitischen Umgebung, heiratete nach zwei Jahren wieder, einen anderen (älteren) Schondorfer und Erben der Darmstädter Chemiefabrik Merck, Emanuel Wilhelm. (...) Christian und ich sahen uns (mit unseren Geschwistern) öfter in Darmstadt, während mein Vater Lektor im Burckhardthaus-Verlag Gelnhausen war (1955-59), aber mehr noch schrieben wir uns gedankenschwere Briefe. ...). In meiner Anfangszeit als Assistent von Michael Theunissen am Philosophischen Seminar Heidelberg (seit 1972) lebte Christian auch am selben Ort (d.h. er in einer Wohngemeinschaft in Mannheim, ich in Heidelberg), er studierte da Volkswirtschaft – ... ; er sollte den Verlag leitend 'übernehmen'. Das war aber schon die Zeit der beginnenden Entfremdung. Ein Grund für sie war, dass ich Heidelberg andere 'ökonomische' Freunde aus einem Arbeitskreis hatte – Hans G. Nutzinger, später Professor in Kassel, und Felix FitzRoy,

einem schottischen freundschaftlich Bekannten; ... (Nutzinger hat für mich ohne Aufforderung ein empfehlendes Gutachten an den Campus-Verlag für *Das Prinzip Arbeit* geschickt) – die zum Lehrstuhl, an dem Christian bald studentische Hilfskraft war, in Konkurrenz standen.

Nachher habe ich nur noch nach Übersendung seiner gedruckten Dissertation (eine Verteidigung der Existenz von Gewerkschaften mit neoklassischen Mitteln, Widerlegung der vorherrschenden neoklassischen These, die Existenz von Gewerkschaften sei Ausdruck von Marktversagen) mit ihm korrespondiert. Erschüttert hat mich ... die Nachricht von Christians Tod 1978. Er hatte in Sils-Maria, wo die Familie Brockhaus eine Berghütte hatten (die ich, ebenso wie die Wiesbadener Residenz am Ort des Verlages, nie kennengelernt habe), einen Bergunfall – soll bei einem Spaziergang (nicht etwa beim Klettern) auf einem schmalen Weg gestürzt und einen tiefen Abhang hinuntergefallen sein und sich dabei das Genick gebrochen haben. Seine Beerdigung in Wiesbaden war ein so großes gesellschaftliches Ereignis wie das von Manuel in Darmstadt neun Jahre zuvor (und wieder war ich unfähig, meiner Tante das Beileid am Grab auszusprechen). Nach Auflösung seines Nachlasses schenkte mir Ursula einen alten farbigen Stich der Stadt Leipzig, den Christian kurz vor seinem Tod noch erworben hat. Er hängt in unserem Wohnzimmer und erinnert mich täglich an ihn.

In mein späteres Leben reichte Christian noch durch Freunde bzw. Bekannte hinein, die ich durch ihn kennengelernt habe. Da war vor allem die Musiker-Familie Zsigmondy – der Geiger Denes, die Mutter Anneliese, ihn oft begleitende Pianistin, und ihre Töchter Barbara und Katalin. Zuerst lernte ich sie durch Christian kennen, als wir – vielleicht war ich 18 Jahre alt – von Darmstadt aus nach Kronberg im Taunus trampften, um einen Duo-Abend des Ehepaares zu hören. Wir hatten schlechte Verbindung und kamen erst zu den Zugaben des Konzertes, aber nachher saßen wir eine halbe Nacht im Foyer des Hotels der Musiker und diskutierten mit ihnen und den Töchtern über Politisches und Philosophisches. Ich weiß gar nicht mehr, welcher genau; aber ein Begriff (Demokratie?) hat uns besonders beschäftigt. Am nächsten Morgen, wieder zurück in Darmstadt, studierten wir den Brockhaus und konnten feststellen, dass wir es ziemlich genau getroffen hatten. Irgendwie betrachte ich deshalb die Diskussionsnacht mit Zsigmondys als die Geburtsstunde meiner als Begriffs-analytischem Philosophen.

Das Treffen hatte auch Zsigmondys offenbar gut gefallen, denn für die Jahreswende 1965/66 luden sie uns zu einem Besuch bei ihnen in Ammerland am Starnberger See ein.

Auch dort gab es belebte Diskussionen und Gespräche, bei Tee in der Villa der Musiker oder auf Spaziergängen am schneebedeckten Ufer des Sees. (Im Ort konnte man den Pianisten Wilhelm Kempf üben hören.) Barbara war Klassenkameradin von Christian in Schondorf gewesen und ihre Freundschaft hatte Christians Wechsel auf ein Darmstädter Gymnasium für die letzten Schuljahre überdauert. Mich interessierte Katalin mehr, die ich aber erst als alte Frau wiedersehen sollte – ..., die als Schauspielerin nicht viel spielte, sondern als Ehefrau des Schauspielers August Zirner Söhne großzog. Anfang der 2010er Jahre hat sie einmal mit ihrem Mann im Schlossparktheater aus dem Briefwechsel zwischen Leo Tolstoi und seiner Frau gelesen. Im Publikum waren damals auch mein Berliner Philosophie-Kollege Peter Bieri und seine Frau, mit denen wir uns anschließend angeregt unterhielten. [Mit Bieri verband mich eigentlich eine Intim-Feindschaft.⁹]

... –

Zu verschiedenen Zeiten waren für mich meine Taufpaten wichtig. Meine Tante Ursula war auch meine Patin und bis zum Ende des Studiums der gute Geist der familiären Beziehung zur Familie Manuel Merck. Sie hat meinen Onkel Manuel dazu veranlasst, sich mir zuzuwenden. Während des Studiums unterstützte er mich finanziell mit einem Drittel meiner monatlichen Zuwendung von 450 Mark. Offiziell war das Geld für Bücher, aber da er mich zum Pfeife Rauchen verführt hatte, durfte ich auch Tabak davon kaufen. Aus seinem Nachlass habe ich eine Reihe teurer Pfeifen der Marke Dunhill geerbt, die mich bis heute begleiten. Jedes Jahr zu seinem Geburtstag im März schrieb ich einen Glückwunsch, bei dessen Gelegenheit ich auch über die Verwendung des monatlichen Zuschusses berichtete.

Im Sommer 1965 durfte ich in den Sommerferien ein Praktikum in verschiedenen Abteilungen der Chemiefabrik in Darmstadt machen und im Haus der Familie am Lossenweg 1 wohnen. Es war etwas surreal, dass ich morgens um 6 Uhr mit dem Herrn Direktor frühstückte und dann mit ihm, entweder in einem seiner Sportwagen oder in der vom Fahrer Berges gefahrenen Dienstlimousine, zur 'Arbeit' fuhr. Mein Praktikum war auch darin ungewöhnlich, dass ich einmal in der Woche von einem Mitarbeiter über Wirtschaft unterrichtet wurde – die Unterrichtung bestand im wesentlichen im Studium auch des Wirtschaftsteils einer Zeitung, den ich bisher mit dem schöngestigen Hintergrund meiner sonstigen Erziehung zu übergehen gewohnt war. Es war in den Abteilungen, in denen ich

9 Ich habe über ihn '>Perlmanns Schweigen< und Bieris Zeitphilosophie' geschrieben, auf www.emilange.de.

hospitierte, schnell bekannt, dass ich der Neffe eines der Chefs und Anteiligners war, so dass ich von daher besondere Aufmerksamkeit und Schonung genoss. Nicht zuletzt verdiente ich beinahe das erste Mal in meinem Leben auch ein bisschen Geld (...).

Manuel war begeisterter Wagnerianer und repräsentierte für mich als Konsumpionier eine mit der moralischen meines Elternhauses kontrastierende (und mich sehr anziehende) ästhetische Lebensorientierung. In den beiden Folgejahren des Firmenpraktikums wurde ich, im ersten Jahr zusammen mit Christian Brockhaus, nach Bayreuth zu den Festspielen eingeladen, wo wir *Lohengrin* und *Der Fliegende Holländer* hörten. Für noch nicht reif wurden wir für *Tristan und Isolde* gehalten, obwohl das in der Inszenierung von Wieland Wagner, dirigiert von Karl Böhm, die größte Attraktion der Festspiel am Ende der 60er Jahre war. Manuel war sehr an Theater und Oper interessiert und wäre sicher, ohne die familiäre Verpflichtung für die Firma, ein Theatermann geworden (wie sein jüngster Sohn Nikolaus dann tatsächlich Theaterwissenschaften studiert hat und Dramaturg und Kritiker geworden ist. Er hat nachkritik.de gegründet.) Manuel hatte sich mit Wolfgang Wagner, dem jüngeren zweiten Enkel des 'Meisters', der auch Regie führte, angefreundet. Im zweiten Jahr durfte ich deshalb mit Manuel in der Wagner'schen Familienloge sitzen und wurde dabei der lederhändigen alten Dame Winifred – der Witwe von Wagner-Sohn Siegfried – vorgestellt (die für ihre sein Ende überdauernde Begeisterung für 'unsern Adolf' berüchtigt war – in einem Dokumentarfilm über sie sprach sie von ihm als USA und löste das bereitwillig selbst auf: „unser seliger Adolf“).

....

Ursula hat die überwältigende Präsenz des Onkels für mich moderiert. Einmal war ich mit Christian Gast auf dem Jagdhaus Manuels in der Röhn (das einzige Mal im Leben, dass ich ein Gewehr in der Hand gehalten habe – geschossen hat nur Christian). Auf dem Rückweg besuchte ich Rolf Lamprecht, einen nach dem Bau der Berliner Mauer wegen Linkstendenzen geschassten Springer-Journalisten, der später Korrespondent des SPIEGEL beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe war. Er war aus der Nachkriegszeit ein Freund meines Vaters (sie redigierten zusammen die Jugendzeitschrift >Blickpunkt<), und gab in Hanau die Werkszeitung der Firma Dunlop (Autoreifen) heraus. Im Gespräch erzählte Rolf mir von der Geschichte der Firma nach dem Krieg und ihrem Wiederaufbau durch die Arbeiter, denen die Firma daher eigentlich gehören sollte. Das ließ die Frage mich bedrängen, wie man dann eine Firma als einzelner oder Gruppe einfach nur besitzen könne und mich an dem Reichtum

meiner Gastfamilie irre werden. Bei der Rückkehr nach Darmstadt war ich noch immer davon erschüttert und sogar den Tränen nahe. Die Tante tröstete mich und sprach mir zu – und das war einer der intimsten Momente, die ich mit ihr erlebt habe.

Ursula las extensiv Literatur und betreute die Firmenbibliothek. Im Zusammenhang damit kam sie jährlich im Herbst nach Berlin, um Bücher einzukaufen. Während dieser Aufenthalte wurde ich von ihr regelmäßig zu einem Mittag- oder Abendessen in das Restaurant >Kopenhagen< am Ku-Damm eingeladen – andere Zeiten zu zweit. Ursula war eine in aller Machtentfaltung zurückhaltende und beinahe herbe Frau, die ich selten zärtlich gesehen habe, auch mit ihren Kindern nicht. Zu einem ihrer späteren runden Geburtstage habe ich ihr eine Tischrede gehalten, in der sie sich zu meiner (aber wohl vor allem ihrer eigenen) 'Enttäuschung gar nicht wiedererkannte'. Ihr eine Rede zu halten war allerdings auch wagemutig, weil Manuel ein begnadeter Tischredner gewesen ist (als ich auf die ermahrende Tischrede von ihm auf meiner Konfirmationsfeier im Hause von Herta Lange replizieren wollte, habe ich die Redensart 'Der Kavalier genießt und schweigt' kennen lernen dürfen). Ich habe Ursula mit meiner Mutter, meiner Großmutter und meiner ersten Frau mein erstes Buch *Das Prinzip Arbeit*¹⁰ gewidmet, aber nie erfahren, ob sie das gefreut hat.

Auch mein Patenonkel war der Architekt Peter Pfankuch (1925-1977). Er gehörte wie meine Eltern zu der Gruppe junger 'Halbjuden', die in der NS-Zeit nicht die Schule beenden durften und deshalb nach dem Krieg in Schnelllehrgängen das Abitur nachmachen durften. Er war der andere Einfluss ästhetischer Lebensorientierung neben Manuel. (Zu der Gruppe gehörte auch der Schriftsteller und Rundfunkredakteur Dieter Meichsner, der einen Roman über die Ausgründung meiner Universität – der Freien Universität Berlin – aus der Humboldt (dann 'Karl Marx') Universität schrieb (*Die Studenten von Berlin*; zu den Gründungsstudenten gehörte neben meiner Tante Eva Furth auch Klaus Heinrich). Pfankuch hatte aus einem NS-Arbeitslager, in dem er zeitweise gefangen war (dort war auch mein Onkel Peter Heilmann Häftling) eine Rückgratverkrümmung davon getragen. Gegen die Schmerzen aus dieser Verletzung musste er regelmäßig Cortison einnehmen, was die Leber angreift und zu seinem vorzeitigen Tod führte. Pfankuch war Sohn eines Kunstverlegers und Schüler und Mitarbeiter des Architekten und Stadtplaners Hans Scharoun. Er hat das Studentendorf Schlachtensee in Berlin (mit)gebaut, zahlreiche Wohngebäude und eine Kirche an der Ecke Haupt- und Dominicusstraße, an der ich auf dem Weg zum Zoo (und den Plattenläden dort) regelmäßig

10 Berlin 1980. Vgl. meinen Rückblick auf www.emilange.de.

mit dem Bus vorbeigefahren bin. Später war er Sekretär der Abteilung Bildende Kunst an der Berliner *Akademie der Künste*, zu deren Mitglied er kurz vor seinem Tod auch gewählt wurde. Er sammelte Grafik und Gemälde und führte mich in die moderne Kunst ein. Bei regelmäßigen Besuchen in seiner Wohnung im Obergeschoss eines Hauses in der Franzensbader Straße hörten wir auch regelmäßig zusammen Swing-Musik (vor allem Benny Goodman's *Carnegie Hall Concert*), die ihn an seine Studentenzeit erinnerte, als er noch tanzen konnte. Bei diesen Gelegenheiten aber saß er gebeugt in einem drehbaren Bürosessel und schlug den Takt zur Musik mit einem Krückstock (mit silbernem Knauf), den er zum Gehen benutzte. Ich habe ihn in der *Akademie* häufig besucht, wenn ich gekommen war, um eine der von ihm gehängten Ausstellungen von Malerei anzusehen. ...

Der andere Patenonkel war Dietrich Rössler (1927-2012), Professor für Praktische Theologie und Psychiatrie in Tübingen. Er wurde für mich erst nach meinem Studium wichtig, als ich in dem halben Jahr vor meiner Assistenz in Heidelberg in Tübingen mit einem Stipendium des DAAD Chinesisch lernte. Ich war währenddessen regelmäßig sonntags zum Essen eingeladen – ein Familienessen mit Frau Fredicke und den Kindern Katharina, Beate, Martin und Johannes. Beate und Johannes wurden später auch Philosophen, Beate war sogar Kollegin in Berlin (und später Professorin in Amsterdam; ihr Bruder wurde Dozent in Oxford). ... ; auch lernte ich da die beste Aufnahme des *Tristan* (mit Dirigent Carlos Kleiber) kennen, die Dietrich sehr liebte und deren 'schöne Stellen' wir mehrfach gemeinsam hörten, der möglichen Kratzer auf den Schallplatten bei Aufsetzen des Saphirs in der Mitte nicht achtend. Als ich nach der Heidelberger Zeit wieder in Berlin war, wechselten wir immer wieder e-mails auf die Zusendung von Arbeiten von mir hin. Wir diskutierten z.B. meine Besprechung seines Buches *Die Vernunft der Religion*¹¹. Auf meinen Artikel über die vierfache pragmatische Verwendungsweise des Ausdrucks 'Gott' hin schrieb er mir, er sei sehr beeindruckt und sehe den Aufsatz als „Prolegomena zu einer jeden künftigen Theologie, die als systematische Gotteslehre auftreten wolle“. Er versuchte daher auch, den Artikel in einer großen theologischen Zeitschrift unterzubringen, aber das klappte nicht. Ich war noch dreimal in Tübingen zu Besuch. Das erste Mal von Heidelberg aus, um meinen Vater in einer Klinik dort zu besuchen, in die er nach einem Suizidversuch eingeliefert worden war (das war eine Inanspruchnahme von Dietrich als Freund und zugleich als Psychiatrie-Professor mit Verbindungen zu meines Vaters Psychiater Langen in Mainz); das zweite Mal Anfang der 80er

11 München 1976

Jahre, um auf Einladung von Rüdiger Bubner für eine Professur vorzusingen. Da hatte ich das größte Auditorium meines Lebens und darin saß, in leuchtend gelbem Sweater, Hans-Johann Glock, der später bei Tugendhat in Berlin eine Magisterarbeit schrieb (zu der ich Zweitgutachter war) und mit dem mich das Interesse für Wittgenstein verbinden sollte. (Er hatte mein erstes Wittgenstein-Buch in einer Zeitschrift besprochen, ich habe sein *Wittgenstein-Dictionary* übersetzt und er hat mich in einem Reader bei Blackwell den Artikel über Solipsismus bei LW schreiben lassen.) Mein Thema war >Drei Formen von Fundamentalsemantik< (Davidson, Tugendhat, Wittgenstein), das Ganze hatte keinen Erfolg. Zuletzt habe ich Dietrich mit Gisela zusammen in Tübingen besucht, wenige Jahre vor seinem Tod. Da ging er schon am Stock, war aber sonst noch gut beieinander. Der Besuch galt in erster Linie aber Ernst Tugendhat, der eine Zeitlang in Tübingen als (wo er sich bei Karl Ulmer habilitiert hatte) als Emeritus lebte und den ich mit meiner Frau Gisela zusammen schon während meiner einsemestrigen Gastprofessur an der Karls-Universität Prag getroffen hatte, bei einem Vortrag von ihm im Goethe-Institut über Ethik. Gisela hatte da in der Diskussion eine Frage gestellt, die Tugendhat beeindruckt hatte, und war deshalb willkommene Gesellschaft bei dem Besuch zum Tee am Holzmarkt.

Meines Vaters Beitrag zur evangelischen Jugendarbeit wurde durch den von ihm und Freunden gegründeten *Orbishöher Kreis* verbreitet und zwei mit diesem assoziierte Mitglieder bzw. Berater waren Johannes Rau, damals noch als Verleger des Jugenddienst-Verlages in Wuppertal, aber schon auf dem Sprung in die politische Laufbahn, der andere der Theologe und spätere Theologie-Professor in Frankfurt, Hans Paul Schmidt.

Rau kam bei seinen Besuchen regelmäßig vorbei und, als ich den Führerschein hatte, habe ich ihn mehrmals zurück in die Stadt zu seinem Hotel gefahren. Er wurde bald Landtagsabgeordneter der SPD in Nordrhein-Westfalen, Wissenschaftsminister und dann für mehr als 20 Jahre Ministerpräsident. Am Ende seiner Laufbahn folgte er seinem Mentor Gustav Heinemann im Amt des Bundespräsidenten. Wir waren mehrfach bei ihm eingeladen, sowohl im Schloss Bellevue als auch in seiner Dienstwohnung in der Miguelstraße und lernten da viele hoch mögende Personen kennen (einmal kam auch der damalige Kanzler Gerhard Schröder vorbei, der viel kleiner war als er im Fernsehen wirkte). Johannes war immer für einen Witz oder interessante Anekdoten gut und, wenn er da war, immer sehr freundlich und zugewandt. Zum Geburtstag bekam ich handschriftliche Briefe von ihm (in sehr schöner Schreibschrift). Während der Studentenrevolte versorgte ich ihn einmal mit

Material für die Vorbereitung auf eine Diskussion mit Rudi Dutschke (er war einer der wenigen Spitzenpolitiker, die sich dem ausgesetzt haben). Als er das Amt des Bundespräsidenten gerade verlassen hatte, war er mit seiner Frau Christina Gast bei unserer Hochzeitsfeier im Logenhaus in der Emser Straße. Christina fragte mich dabei, warum wir noch geheiratet hätten, wo wir doch unsere Töchter schon großgezogen hätten. (Wir haben nach 25 Jahren Zusammensein, also zu unserer Silberhochzeit geheiratet). Meine Antwort: „Aus Liebe“ begegnete einem erstaunten Blick, den ich hoffentlich nicht erwidert habe. Der Gottesdienst im Berliner Dom zu seiner Beerdigung war der einzige Staatsakt, zu dem wir je eingeladen waren.

[...]

Hans Schmidts Einfluss auf mich reicht schon ins Studium hinüber. Um das zu erläutern, muss ich noch einen kleinen Umweg nehmen. In den letzten beiden Klassen der Oberschule habe ich an einer Arbeitsgemeinschaft des Pfarrers Paul Gerhard Fritz (eines Schülers des Tübinger Theologen Gerhard Ebeling) teilgenommen, Thema war der Existenzialismus und, als Autoren, neben Sartre und Camus auch Heidegger. Schmidt, der sich bei Thielicke in Hamburg über Hegel¹² habilitiert hatte, half mir mit dem Hinweis auf die philosophiegeschichtliche Einordnung Heideggers durch Walter Schulz, eines Tübinger Philosophieprofessors, und gab mir dann auch während des Studiums immer wieder auf Maschinen-geschriebenen Postkarten Literaturhinweise. Er war wiederholt Gesprächspartner meines Vaters und ich durfte oft zuhören. Sein Meta-Thema war die Kultursynthese von griechischem Denken und der prophetischen Tradition und er sah, vor allem durch Augustinus, die 'katholische' Tradition von den Griechen her den Prophetismus und das Geschichtsdenken überwältigt zu haben. Später schrieb er in einer von meinem Vater edierten Reihe in einem Band zum Thema *Frieden* in diesem Sinne (*eirene/pax* versus *shalom*). Bis ich die kanonische Hegel-Lektüre von Henrich, Theunissen und vor allem Fulda in Heidelberg kennenlernte, hat mich sein Denken sehr beeindruckt.

II

Assistentenzeit als Zweitstudium

12 *Verheißung und Schrecken der Freiheit*, Stuttgart 1964.

Ende April 1971 war ich am Institut für Philosophie der FUB zum Dr. phil. promoviert worden. Das Thema meiner Dissertation >Rezeption und Revision von Themen Hegel'schen Denkens im frühen Werk Hans Freyers< war mir ursprünglich für eine Magister-Arbeit im Rahmen eines ideologiekritischen Forschungsprogramms meines Doktorvaters Hans-Joachim Lieber gegeben worden, aber von ihm für so gut gehalten worden, dass er mich damit gleich zu promovieren anbot, wenn auch nur mit der zweitbesten Note magna cum laude. (Ich habe später hin und wieder bereut, das Angebot angenommen zu haben, war aber, als es mir gemacht wurde, geschmeichelt. Er hatte es zuvor erst einmal gemacht, Christian Graf von Krockow für seine Arbeit über Heidegger und Carl Schmitt, die dann unter dem Titel >Die Entscheidung< veröffentlicht worden ist.) Freyer war einer der dem NS vorarbeitenden Professoren in der Weimarer Republik, vor seiner Entnazifizierung nach 1945 war er eine Zeitlang Chefredakteur des Brockhaus-Lexikons. Ich kritisierte vor allem seine Herauslösung der Lehre vom Objektiven Geist aus dem System bei Hegel, dabei schon belehrt u.a. durch Hans-Friedrich Fulda, mit dem ich mich in Heidelberg befreunden sollte. (Lieber, mein Doktorvater, war Schüler Nicolai Hartmanns; er hatte 1945 noch an der Humboldt-Universität promoviert und war dann der einzige Assistent unter den Gründern der FUB. Ich war zuletzt bei ihm studentische Hilfskraft und las, zusammen mit meinem Onkel Peter Furth, dafür Korrektur für den zweiten Band der von Lieber edierten Karl-Marx-Ausgabe bei Klett/Cotta. Wichtiger als beide war als Lehrer im Studium für mich Klaus Heinrich.¹³) Mein Rigorosum war für Philosophie und Geschichte schon im Februar 1971 und ich wäre zum Zeitpunkt der Promotion noch 23 Jahre alt gewesen, hätte nicht meine Soziologie-Prüferin Renate Mayntz-Trier erst Ende April einen Termin für mich gehabt, weil sie damals im Begriff war, an ein Institut für Sozialforschung nach Köln zu wechseln.

Aber nun war ich mit 24 ja immer noch jung genug als Doktor der Philosophie und eigentlich hatte ich nur eine sehr undeutliche Ahnung von Philosophie. Denn meine Lehrer im Studium trieben und vermittelten vor allem Ideologiekritik, der ja, seit Marx, gerade die Philosophie verfallen soll. Da Bewerbungen um eine Assistentenstelle noch nicht spruchreif waren, bewarb ich mich zunächst um ein Chinesisch-Stipendium des DAAD, das mich im Herbst nach Tübingen führte. Schon dort, wurde ich zum Vorsingen für eine Assistentenstelle in Heidelberg eingeladen – und die Stelle wurde mir auch angeboten. Ich nahm sie zum April 1972 an. Mein Vorstellungsvortrag mit einer Habermas-Kritik unter dem Titel >Ende

13 Ich habe über Heinrich und Furth in meinen Arbeiten über sie auf der website geschrieben und tue das hier nicht erneut.

materialer Ideologiekritik?< reflektierte sehr gut, was ich im Studium vor allem getrieben und gelernt hatte, hatte aber nichts mit der sehr viel strengeren Philosophie zu tun, die ich in Heidelberg kennenlernen sollte. Ich war in Heidelberg ausdrücklich engagiert worden als linker Berliner Absolvent, der Marx unterrichten sollte. Mit dieser Maßgabe kam das Institut den linken Studenten entgegen, von denen ein dogmatischer Kern im KBW organisiert war (einer der vielen kommunistischen Splittergruppen, die nach dem Ende der Studentenrebellion gegründet worden waren; dieser hatte sein Zentrum in Frankfurt und war überwiegend an süddeutschen Universitäten aktiv). Denen war ich natürlich von Anfang an nicht links genug und unter dem Einfluss in Heidelberg gab ich es auch bald auf, studentischen Ansprüchen genügend links sein zu wollen. (Ich gehörte aber später zu den Mitgründern einer Ortsgruppe des *Bundes Demokratischer Wissenschaftler* in Heidelberg, dessen Zentrum in Marburg war, wo dogmatische Marxisten den Ton angaben. Dazu war die Heidelberger Dependance von Anfang an in der - minoritären – Opposition.)

Auch von Marx, über den ich unterrichten sollte, hatte ich zunächst wenig Ahnung. Aber 1973-74 unterrichtete ich gemeinsam mit Michael Theunissen und Andreas Wildt, einem Eigengewächs des Heidelberger Seminars, der auch bei Theunissen Assistent war, einen Lektüre-Kurs über *Das Kapital*, in dessen Zug ich hinreichende Kenntnisse erwarb. Für die Habilitation blieb ich dann bei 'meinem Leisten' Marx, aber das Wichtigste für mich in Heidelberg und gleichsam der Lehrer meines Zweitstudiums, das die Assistentenzeit eigentlich war, war der Sprachanalytiker Ernst Tugendhat. (Seinen Namen hatte ich zuerst von Christian Brockhaus gehört, der auch schon bei ihm studiert hat, bevor ich Heidelberg kam.) Tugendhat war der bedeutendste deutschsprachige Philosoph, dem ich in Person begegnet bin. Seine Vorlesung über *>Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung<* war die beste Vorlesung, die ich je gehört habe. Von seinem Einfluss ging meine Wende zur Sprachphilosophie und dann zu Wittgenstein aus (wobei dafür spezifischer entscheidend Tugendhats Assistent Rolf Zimmermann war, der bei Tugendhat über Quine promoviert hatte und mir einmal beiläufig sagte, alles was Quine¹⁴, der international damals führende analytische Philosoph, gemacht habe, gäbe es in der Sache schon bei LW und besser).¹⁵

Die 70er Jahre waren aber meine Marx-Jahre, das Buch, das im Druck den Titel *Das Prinzip Arbeit* bekam, wurde am Ende des Sommersemesters 1979 von der Philosophischen Fakultät Heidelberg als Habilitationsschrift angenommen. Den Vortrag für den Abschluss des

14 W. V. O. Quine: *From a Logical Point of View*, 1953; *Word and Object*, 1960.

15 Auch über Tugendhat habe ich schon ausführlich auf der website geschrieben,

Verfahrens hielt am 28. November 1979, als ich schon auf eine Referentenstelle im Präsidialamt der FUB gewechselt war.

Eine *venia legendi* wurde mir auf meinen Antrag hin im Mai 1980 vom Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften der FUB erteilt. Bis 2002 habe ich jedes Semester mein Pflicht-Deputat unterrichtet, manchmal zur Ermöglichung von Freisemestern, in einem Semester mehr.

III

Privat-Dozentur und Wittgenstein-Interpretation

So wie die 70er mein 'Marx'-, so wurden die 80er Jahre meine Wittgenstein-Jahre. Ich las nach und nach alles von Wittgenstein im Druck Erhältliche und dann auch große Teile des *Nachlasses*, als dieser auf CD-Rom erschienen war (einzelne wichtige Teile hatte Michael Nedo schon im Druck veröffentlicht und eine Zeitlang gab es davon zwei preiswerte Bände beim Verlag 2001). Außerdem las ich viel Literatur über Wittgenstein und schrieb zahlreiche Besprechungen darüber, u.a. einen Literatur-Bericht in *Philosophische Rundschau* unter dem Titel >Logik und Psychologie in menschlichem Verständnis<. Und ich unterrichtete vorwiegend über Wittgenstein und Angrenzendes.

Ein Thema, das mich 1986 zu interessieren begann, war das Verhältnis Wittgensteins zu seinem ersten philosophischen Lehrer, Arthur Schopenhauer. In der Literatur gab es dazu nur den Hinweis der Wittgenstein-Schülerin Elizabeth Anscombe im Vorwort ihres *Tractatus*-Kommentars und einige kleinere, Essay-förmige Behandlungen, die ich unbefriedigend fand.

Ich schrieb darüber eine längere Abhandlung, die mein erstes Wittgenstein-Buch wurde: >Wittgenstein und Schopenhauer – Logisch-Philosophische Abhandlung und Kritik des Solipsismus<¹⁶. Im ersten Kapitel identifizierte ich eine ästhetisch-formale Struktur des Buches, die inhaltliche Hinweise enthielt, wie das Buch zu lesen sei – seinem Nummerierungssystem folgend und die zahlreichen 7er-Einteilungen beachtend. Das Buch wurde von Hanjo Glock in *Philosophical Investigations* wohlwollend, aber unter Ablehnung meiner eigentlichen Entdeckung besprochen¹⁷ und so hat er wohl auch dazu beigetragen, dass ich als Zahlen-'Spinner' verrufen wurde.

16 Cuxhaven 1989.

17 Vol. XVI, 1, 89-93.

1996 und 1998 veröffentlichte ich noch zwei Kommentar-förmige Bücher, das erste über *Logisch-Philosophische Abhandlung*, das zweite über *Philosophische Untersuchungen*. Ein Jahrzehnt lang dachte ich danach, ich schreibe nichts mehr über Wittgenstein, aber für die Website schrieb ich doch noch ein Buch über ihn: *Wittgensteins Revolution*. Ich vertrete darin die Auffassung, dass LWs Selbsterklärung, seine Philosophie bilde einen Bruch in der Geschichte der Philosophie völlig berechtigt war und gerade im Hinblick auf seinen scheinbar hypertrophen Anspruch, die Probleme der Philosophie im Wesentlichen gelöst zu haben (LPA *Vorwort*). Denn mit „den Problemen der Philosophie“ nimmt er, Russell folgend, auf Realismus, Idealismus und Solipsismus als die Probleme der neuzeitlichen, erkenntnistheoretischen Philosophie Bezug, von denen sich zeigen lässt (und in *Wittgensteins Revolution* gezeigt wird), dass er sie tatsächlich gelöst hat.

Ich hatte nie besonders gern unterrichtet und 2002 gab ich meine *venia legendi* zurück, um der Pflichtlehre ledig zu sein und nur noch zu schreiben.

IV

Abriss meiner philosophischen Entwicklung seither

Ich bin in die Philosophie auf einem Seitenweg gekommen. In meinem Studium war ich von geschichtsphilosophischen und zeit-diagnostischen Themen und Autoren beeinflusst. Die beiden wichtigsten waren Klaus Heinrich und Jürgen Habermas.

Meine Dissertation über Hans Freyer (FU Berlin 1971) entwickelte, wie sich im frühen Werk dieses konservativen 'Revolutionärs' aus vielfältigen Bezugnahmen auf Hegel in seinem Hauptwerk *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* (1930) die Konzeption einer 'Geschichtsphilosophie in praktischer Absicht' ('Gipab') ergab, die Habermas dann als eine Interpretation von Marx erneuert hat. Die Arbeit war insofern unselbständig, ein 'Gesellenstück', als sie auf einen Auftrag meines Doktorvaters Hans-Joachim Lieber, zurückging, im Rahmen eines von ihm betriebenen Forschungsprogramms zur geistigen Vorgeschichte des NS den frühen Freyer zu behandeln.

Meine erste selbständige Arbeit als akademischer Philosoph war meine Habilitationsschrift über Marx, *Das Prinzip Arbeit* (Berlin 1980). (Eine bestimmte Interpretation von) Marx war das Modell für die Konzeption 'Gipab', daher lag es für mich

sachlich nahe, mich um ein unabhängiges Verständnis von Marx' Theorie-Konzeption zu bemühen. Mein eigenständiger Beitrag bestand im wesentlichen in der Anwendung von handlungstheoretischen Instrumenten auf Marx' Arbeitsbegriff und die Entwicklung der Theorie-Konzeption aus den Verschleifungen, die in diesem gegenüber einer deskriptiven Aufklärung der Handlungssprache festgestellt werden können. Auf dieser Marx-Interpretation beruhte die Marx-Darstellung in drei Auflagen von Höffes *Klassikern der Philosophie*.¹⁸ Der Nachfolge-Artikel von Michael Quante baut nicht nur auf meinen deskriptiven Klärungen auf, sondern ist mir deshalb auch gewidmet.¹⁹ Akademisch war mir die Anerkennung wichtig, die Hans Friedrich Fulda in einer Fußnote seines Aufsatzes zu 'Dialektik als Darstellungsmethode im >Kapital< von Marx'²⁰ der Sache nach ausgesprochen hat: dass nur meine Interpretation das Verhältnis von subjektiver (Darstellungs-) und objektiver (Geschichts-)Dialektik bei Marx zu klären vermag²¹. Wichtig war auch, dass in ökonomisch-soziologischen Kontext, wo zwischen einem 'Hegel-Marx' und einem 'Ricardo-Marx' unterschieden wird, meine Interpretation als definitiv für den 'Hegel-Marx' anerkannt wird. (Heiner Ganßmann²²) Dabei wird freilich eine meiner Hauptthesen gerade nicht beachtet: dass das einzige, was Marx theoretisch-konzeptionell von Ricardo unterscheidet, der Hegelianismus seiner Darstellungsweise ist (d.h. der sog. 'Ricardo-Marx' ist einfach Ricardo, wie die Rekonstruktion von Piero Sraffa in *Warenproduktion mittels Waren* zeigt). Wie die Struktur von *Das Kapital* aus Sicht meiner Interpretation aufzufassen ist, habe ich nur in einem Vortrag für einen Kongress der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Bonn 1984 dargestellt ['Locke, Marx (und MacPherson)'²³].

Die Anwendung handlungstheoretischer Instrumente auf Marx war methodisch der Sache nach eine Annäherung an die sprachanalytische Philosophie, die ich erst als Assistent in Heidelberg durch Ernst Tugendhat näher kennen gelernt hatte. Es war daher wiederum sachlich naheliegend, mich anschließend ausdrücklich mit dem Philosophen zu beschäftigen,

18 E.M. Lange, 'Karl Marx', in: Otfried Höffe (Hrsg.): *Klassiker der Philosophie* II, München ³1995 (¹1980), 168-186.

19 M. Quante, 'Karl Marx', in: Otfried Höffe (Hrsg.): *Klassiker der Philosophie* 2, München 2008, 129-142.

20 In: *Ajatus* Bd. 37, Helsinki 1978, S. 180-216.

21 „Neben vielem, das ich nicht mehr identifizieren kann, verdanke ich Michael Lange (Heidelberg) den Hinweis, dass mit der Auszeichnung eines so verstandenen wirklichen Gegensatzes, ..., zumindest der Grundgedanke eines spezifischen, für Marx' Position charakteristischen Verständnisses von 'objektiver' Dialektik gegeben ist.“ (Typoskript S. 21, Fußnote 58). – In der Druckfassung hat Fulda diesen Dank weggelassen (Fn 58, S. 199/200).

22 Heiner Ganssmann: *Doing Money – Elementary monetary theory from a sociological standpoint*, London (Routledge) 2012, pp. XVI, 148 n 44, 166.

23 Verfügbar auf www.emilange.de im Register online-Originale.

dem die Philosophie die Wendung zur Sprache/Sprachanalyse (linguistic turn) vornehmlich verdankt, Ludwig Wittgenstein. Mein erstes Wittgenstein-Buch, *Wittgenstein und Schopenhauer* (1989), war wiederum eine akademische Untersuchung, die von einem Spezialproblem ausging: dem Verhältnis von Wittgenstein zum Solipsismus. Dieses Buch hat ein Schüler von Ernst Tugendhat und Peter Hacker, Hans-Johann Glock, in der Zeitschrift *Philosophical Investigations*²⁴ überwiegend zustimmend besprochen, eine Wertschätzung, die sehr viel später zur Folge hatte, dass mich Glock zum Beitrag 'Wittgenstein on Solipsism' in dem von ihm mit herausgegebenen *A Companion to Wittgenstein* (Oxford 2017) eingeladen hat. Die Gesamt-Interpretation der Philosophie Wittgensteins hat mich danach noch dreimal beschäftigt: in meinen Studien-Kommentaren zu *Logisch-Philosophische Abhandlung* (1996) und *Philosophische Untersuchungen* (1998) und in meinem letzten interpretierenden online-Buch *Wittgensteins Revolution* (2009/2013). In einer Skizze ist meine Wittgenstein-Interpretation im Autorenhandbuch *Die deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Bedorf & Gelhard, verfügbar.²⁵ Zwei meiner originalen Beiträge zur Wittgenstein-Interpretation liegen in der Beschreibung einer formal-ästhetischen Struktur der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* in Kapitel 1 von *Wittgenstein und Schopenhauer* und in der Verteidigung einer Lektüre des früheren Teils I der *Philosophischen Untersuchungen* als wirklich in Gänze der Selbstkritik des frühen Hauptwerks gewidmet. [Denn das formale Objekt dieser Selbstkritik ist die im frühen Buch enthaltene, konstruktive Konzeption des Sprachgebrauchs mit der Unterstellung einer Denksprache (language of thought).]

Für Wittgenstein (wie für Kant) war Philosophie methodisch zentral reflexive begriffliche Klärung und diese wesentlich Selbstdenken. Mein erstes im Sinn dieses Philosophie-Begriffs völlig selbständiges philosophisches Buch ist *Das verstandene Leben* (2006/2016). Seine wesentlichen Funde sind die Entdeckung und Beschreibung einer fundamentalen Dualität im (normalen, alltäglichen) Begriff der Zeit und eine gegen die Tradition von Kierkegaard über Heidegger bis Tugendhat entwickelte, nicht-zeitliche Konzeption von Lebenssinn. Mir war es eine große Genugtuung, dass mir Dieter Henrich in einem Brief bescheinigt hat, in diesem Buch von Wittgenstein her eine selbständige philosophische Position entwickelt zu haben. Aspekte der Philosophie-Konzeption in diesem Buch habe ich kritisch gegen Tugendhat und Heidegger auch in *Sinn und Zeit* (2006) und systematisch in *Was wir sind* (zu Begriff und Ideen der Person) (2009) entwickelt.

24 Vol. 16, No. 1, January 1993, pp. 89-93.

25 Darmstadt 2015, 311-319.

Von Wittgenstein her habe ich mich auch gründlicher mit der systematischen Sprachphilosophie von Robert Brandom beschäftigt.²⁶

Nachtrag

Seit 2002 sind meine Denkbemühungen selbstständig. Die Pionierarbeit für die website, zugleich die Grundlage für das meiste Weitere, war das Buch *Das verstandene Leben*. Es geht von einer Erklärung des Begriffs >Sinn des Lebens< aus und erörtert dann Voraussetzungen sowie Themen, an denen sich für die meisten die Frage nach dem Sinn ihres Lebens entscheidet, die in erster Linie eine 1. Person-Frage ist.

Eine der Voraussetzungen, die für das Verständnis des Begriffs >Sinn des Lebens< zu klären ist, ist der Begriff der Zeit. Im Zuge seiner Klärung und der Frage, was an ihm a priori ist, bin ich auf Wittgensteins Begriff des formalen Begriffs gestoßen. Die Gegebenheit eines formalen Begriffs mit jeder seiner Instanzen ist geeignet, den a priori Status von formalen Begriffen zu klären, ihr Variablencharakter erklärt ihre logische Form.²⁷

Was mir erst im Rückblick aufgefallen ist, ist, dass mich das Thema der Formalität von Begriffen eigentlich schon immer beschäftigt hat. In *Das Prinzip Arbeit* habe ich Marx' Arbeitsbegriff handlungstheoretisch mit der praxis/poiesis-Unterscheidung von Aristoteles kritisiert. Auf das Thema bin ich im Heidelberger *Kapital*-Kurs 1973/74 von Tugendhats Schülerin Ursula Wolf gestoßen worden, die zum Thema einen Essay für den Kurs geschrieben hat. Sie hatte meine Diagnose des Marx'schen Arbeitsbegriffs noch nicht, derzufolge er auf einer Verschleifung des kategorischen Unterschieds von Handeln und Tätigkeit in der Rede von Arbeit als 'Vergegenständlichung' beruht, das nicht nur (wie noch bei Hegel) Zweckverwirklichung meint, sondern auch und grundlegender zu einem äußeren Gegenstand (Objekt) werden. Auf diesem In-eins-schieben beruhen sowohl die Theorie der Entfremdung als auch die Wertlehre. Praxis und Poiesis sind formale Handlungsbegriffe.

Mein Ansatz hat eine bis heute verfolgte Forschungstradition eröffnet, in der immer wieder versucht worden ist, Marx' >Vergegenständlichungs<-Modell der Arbeit gegen meine

26 Vgl. 'Robert Brandom's Wittgensteinian Commitments', in: *Al-Mukhatabat* (Tunis), No.16 (Special Issue on Brandom), Oktober 2015, 251-264.

27 Vgl. *Logisch-Philosophische Abhandlung* 4.122-4.128.

Kritik zu verteidigen.²⁸ Ich halte das wegen der Vieldeutigkeit und eben auch formalen Bedeutung des Begriffs >Gegenstand< für aussichtslos.

Die Analyse des Zeitbegriffs in *Das verstandene Leben* machte mich nun darauf aufmerksam, dass die Unterscheidung des Aristoteles auf der Dualität des Zeitbegriffs in der Unterscheidung (methodologisch:) zwischen Uhren und Kalendern als Instrumenten der Datierung von (Ereignisse) und der Messung der Dauer (Prozesse) und (formal-ontologisch:) zwischen Ereignissen (Handlungen) und Prozessen (Tätigkeiten) aufruht. Sie ist eine handlungsbezogene Konkretisierung von ihr.

Zugleich war damit der Weg eröffnet, nach den anderen grundlegenden formalen Begriffen zu fragen, die unser Verstehen strukturieren. Mit ihnen beschäftigen sich deshalb viele weitere Texte auf der website, soweit sie nicht dialektisch-kritischen Charakter haben. Und alles mündet schließlich in die Konzeption von Philosophie als reflexiver begrifflicher Klärung der formalen Begriffe des Alltagsverstehens, die meine 'Position' bezeichnet.

Insofern kann ich für meine intellektuelle Entwicklung eine ziemlich dichte Kontinuität beanspruchen.

© E.M. Lange 2026

28 Vgl. zuletzt Gabriel Wollner: *Socialist Action – The Political Philosophy of Libertarian Socialism*, im Erscheinen (incomplete draft Juni 2026).